

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	17 (1927)
Heft:	21
Artikel:	Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]
Autor:	Fankhauser, Alfred
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-639786

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21
XVII. Jahrgang
1927

Bern
21. Mai
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräuer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Zwei Gedichte von W. Schori.

Mattengold.

Es glänzt im Abendsonnenstrahle,
Umrahmt von Blütenbäumen hold,
In unsrem lieben Heimattale
Des Löwenzahnes Mattengold.

Mir ist, im sanften Winde senke
Und höbe sich der gelbe Schein
Als wie ein See. Gemächlich lenke
Ich meine Schritte querfeldein.

Und mitten durch die blum'gen Wogen,
Umwallt von Düften, geh' ich sacht.
Du lautres Gold, das nie betrogen,
Wie freu' ich mich an deiner Pracht!

Schon hör' ich eine Sense firren,
Und morgen fällt sie scharf und schwer,
Eh' noch die ersten Vögel schwirren,
Mir in mein leuchtend goldnes Meer.

Blüestfahrt.

Rucksack nime-ni und Stäcke,
Walze mit dür ds Ländli y;
Jedes Tierli wott ga schläcke,
Soll i da deheime sy?

Soll i da deheime mugge,
Wenn es blüelt im ganze Tal?
We die wilde Tube rugge,
Blueme dusfte ohni Zahl.

Mängisch mueß-me si de chrumme,
Bis es wieder Maie-n isch,
Und wie bald, so cha-me nümme
Rächt si freue immer frisch. —

Maiehäuser ghört-me surre,
Plötsche schwär i ds neue Laub,
Uese Bäri saht a chnurre,
Ihn macht settigs Gündel taub.

Chrafft und Saft i jedem Storze
Und es Lied vo jedem Ast;
Da isch niene nüt vo chnorze,
Nüt vo schwärer Herdelast.

Jedes Blüestli, jedes Säckli,
Jedes Liedli lut und lys,
Alles het im Mai es Gschmäckli
Grad diräkt na'm Paradies.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Ganthauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 21

Marianne brachte Licht; er stand immer noch mitten in der Stube und betrachtete sie wie in halber Entrüstung. Vielleicht fielen die Bilder in leiser Langeweile, die Hand rieb verrätherisch den Bart, ein halber Seufzer zitterte auf den breiten Lippen. Sie sagte in sein Schweigen: „Wenn mein Mann nicht ein Narr wäre, ich würde dich nicht angefasst haben!“

„Kind“, sagte er, „ich liebe dich, weil du so jung bist. Und du hast mich von der ersten Stunde an geliebt. Aber weißt du, wie lange deine Liebe dauern wird? Und wenn sie vergeht, wirst du ohne Liebe leben wollen? Was schiltst du? Befreie dich vom Pfaffenglauben, dann bist du frei und kannst in deiner Jugend glücklich sein!“

Marianne sah ihn an, befremdet, verwundert. Warum blickten auf einmal seine Augen, die listigen Augen, starr wie die Augen der Glanzmannbrüder? Unendlich aufmerksam spähte sie in diese Augen, als ob sie den seltsamen Blick nie zuvor gesehen und ein unerwartetes Rätsel lösen müsse.

„Geh, hole Glanzmann, ich habe mit ihm zu sprechen!“ sagte er in gleicher Dämmerung und nahm Platz, und Marianne verließ die Stube, als habe sie den Groll gegen ihn begraben.

Vogt rieb die Zähne gegeneinander, überflog die herbe Armut der Bauernstube, die nichts von Glanzmanns Wohlstand verriet, langweilte sich und trommelte mit den Fingern auf dem alten Tische.

Glanzmann trat ein, mit verändertem Gesicht, misstrauischen Augen und fragenden Mienen, setzte sich oben an den Tisch und begann sogleich zu fragen: „Warum kommt Ihr solange nicht? Ich glaubte, wir müssten warten bis zum jüngsten Tag!“

Vogt horchte auf. Das war nicht mehr der besessene und närrische Glanzmann, den er noch vor Monaten gekannt. „Nun bin ich ja da“, gab er zur Antwort, musterte den Bauer und schwieg.

„Ja, ich habe allerlei zu fragen, es ist gut, daß Ihr nun doch gekommen! Die Brüder und Schwestern verlangen Euch zu hören, und ich verlange nicht minder danach!“

Marianne kam mit Wein und Brot und sagte mit leisem Spott: „Warte doch, bis er gegessen! Er kann doch nicht zweierlei aufs Mal essen und disputieren!“ Sie zog sich auf den Ofen zurück, Vogt schenkte sich ein und trank ihr zu, sie dankte, blieb aber in ihrer Verborgenheit sitzen.

„Wir haben hier einen Alter, und das Gewächs ist aufgegangen, aber ich weiß nicht, wieviel Unkraut drinnen wächst und wer es gesät! Vielleicht wisst Ihr mir Rat“, fuhr Glanzmann in aufmerksamer Ruhe fort. Vogt trank sein Glas aus und schenkte wieder ein.

„Vielleicht taugt Euer Same hier nicht“, sagte er, und ein schlaues Lächeln glitt über das ganze breite Gesicht.

„Meine Unvertrauten klagen sich an, daß die Sünden sie quälen“, sagte Glanzmann. Vogt blies leise durch die Nase: „Nur des Teufels Kinder glauben an die Sünde!“

Glanzmanns Augen wurden groß: „Meint Ihr? Ich habe zweierlei Unvertraute, die einen klagen sich an, die andern denken nicht an ihre Schuld, tun, als ob sie nicht zu achten hätten auf die Reinheit ihrer Seelen! Ich glaubte, die ersten seien die wahren Erleuchteten! Lehrt Ihr anders?“

„Wo das Gesetz ist, da ist Sünde, wo aber die Freiheit ist, da sind wir schuldlos!“

Aus der dunkeln Ofenecke antwortete eine scharfe Stimme: „Nur der Teufel leugnet Gut und Böse! So hat man uns gelehrt!“

Vogt hob die Augen und antwortete scharf und herrisch: Seid ihr Kinder der Furcht? Habt ihr nicht den Mut, zu glauben? Wer die Sünde fürchtet, treibt Teufeldienst!“

Breit wie ein Tyrann saß er da, sein Wille befahl auch in der gastlichen Stube; auf seinen breiten, gewalttätigen Mund horchte alles. Nie beirrt, spielten seine langen, weißen Hände.

Glanzmann aber leistete Widerstand; seine Augen starrten nicht, wie vor Monaten, den undurchdringlichen Geheimnissen nach, sie schienen zu wachen, die Worte Vogts zu wägen. Und nun erhob sich Glanzmann wahrhaftig, ohne dem Gaste die Hand zu geben, und sprach im Weggehen: „Ich habe noch Arbeit. Hoffentlich sprechst Ihr am Sonntag hier und erklärt Eure Lehre deutlicher!“ Das war unzweideutiges Misstrauen.

Vogt antwortete nichts, sah nur dem Hinwegschreitenden nach. Glanzmann wandte sich an Marianne: „Du bist Herrin im Haus, betreue den Gast nach deinem Gutfinden. Gute Nacht!“

Fester als gewöhnlich schloß er die Stubentüre, und in der Rüche traten seine Schritte entschlossener auf.

„Ei, was ist mit Glanzmann vorgegangen?“ staunte Vogt, „er wird widerspenstig!“

„Auch er“, sprach Marianne mit verhaltenem Hohn und hielt sich im Dunkeln verborgen.

Eine blonde Welle von Lust und Unmut überflog Vogts Gesicht. Die weiße Hand winkte, lud sie ein, am Tische Platz zu nehmen, einmal, zweimal, mehrmals, immer gleich herrisch und sicher und geduldig. Und Marianne, die dem ersten Befehl seiner Hand widerstanden, gehorchte dem vierten oder fünften und glitt vom Ofen, setzte sich drei Schritte weit von ihm, gehorchte seiner winkenden Hand, bis sie ganz

nahe saß. Er faßte ihre widerstrebende Hand, zog sie an sich, sprach wie zu einem Kinde: „Du dummes, unwissendes Ding!“

Zog ihren Kopf in den Nacken und füßte sie wild, leidenschaftlich, hundertmal. Die Welt versank um sie.

Die Stubentür ging auf, Glanzmann trat ein, die Stalllaterne glomm wie ein trübes Auge. Vogt und Marianne schraken auf, die Bäuerin stand wie eine vom Jäger gewedete Gemse auf den Füßen. Glanzmann stand mitten im Zimmer, reglos, mit gesenktem Haupte.

„Vogt, liebst du sie? Dann segne euch der Himmel! Gute Nacht!“

Er verschwand, seine Schritte, die ihn aus der Stube trugen, wie Fremde, die über ihn Gewalt hatten, schienen den Boden zu fürchten, auf den sie traten.

„Wer sind wir?“ sagte Marianne, und in jäher Erkenntnis rief sie aus: „So ist er, gerade so! Ich könnte ihn töten!“

„Die reinsten Seele“, sagte Vogt mit umwölktter Stirn. „Warum haben wir uns vor ihm versteckt? Er war doch jedes Vertrauens wert!“

„Mit seiner Erlaubnis? Nie und nimmermehr!“ rief sie mit einer Wildheit sondergleichen. Sie glich dem Grattier, das den Sprung in den Abgrund wagt, sie liebte das Unwegsame und verachtete sicheren Weg, Baum und fette Weide.

22.

Zwei Stunden nach Mittag füllte sich die sonntägliche Stube des Obermooses. Marianne musterte feindselig die Unkommenden, hätschte die Rötiwiler wie die Dorffremden, ging scheu und wortlos von der Stube in die Rüche, von der Rüche wieder in die Stube. Da saßen sie alle: die Wagnerin mit dem dicken Hals, die Müllerin mit den süßen, langweiligen Augen, die magere Dolderin mit den Jammerblicken und die Häuslerinnen von Rötiwil und allen Nachbardörfern. Und erst die Männer, die armseligen, die bei Glanzmann Rat gesucht!

Der Mensch dort oben am Tische, der in weinroter Samtjacke und weißer Spienkrause einherging wie ein Stadtherr, und der doch keiner war, der mit ungeduldigen Augen wie ein Jäger wartete, mit dem Fuß scharrte und die Versammlung zu hassen schien, er war doch anders als die andern alle. Was suchten sie bei ihm, diese Weiber, warum schauten sie mit bettelnden Augen auf seine samtenen Schultern, warum hingen sie mit unaufhörlichem Spähen an seinem breiten Munde, den die weiße Linie wie ein magischer Blütenrand sonderbar umzog, scharf, eigenwillig, zwingend?

Die Spenglersfrau allein bettelte nicht mit den stillen Augen, bewunderte den Mann nicht. Ihr ganzes Gesicht erstarnte in Missfallen, und manchmal übersah sie ängstlich und tief besorgt die Versammlung; und wieder konnte es geschehen, daß sie den Fremden zu vergessen schien, in sich versunken dasaß und einen ihrer stillen Gedanken dachte. Und alsdann glich sie einer weißen Kerze, die mit schlanker Flamme unter schwelenden Flackerfeuern brannte und keiner andern glich. Wer kannte die abgehärmte Spenglersfrau wieder!

Marianne wand sich, aber der aufzündende Funke sprang hell hassend auf den Tyrannen oben am Tische.

Plötzlich eröffnete Vogt die Versammlung. Gleich am Anfang seiner Rede legte sich seine Hand schwer auf den Tisch, als wenn er Besitz ergriffe von den Seelen seiner Zuhörer, und der runde Blick umfaßte die ganze gläubige Herde. Das erste Wort fiel wie ein Axthieb auf den morschen Baum hergebrachter Lehre, der in den Seelen der einfachen Leute zu schwach angewurzelt gewesen.

„Was hangt ihr an den Lehren aus Pfaffenmund? einer ist euer Lehrer, Christus! Was sagt ihr: Hier ist Christus, da ist Christus, so er doch mitten unter euch ist? Glaubt ihr das, so wird er euch frei machen, und wendet des Menschen Sohn frei macht, der ist ohne Sünde.“

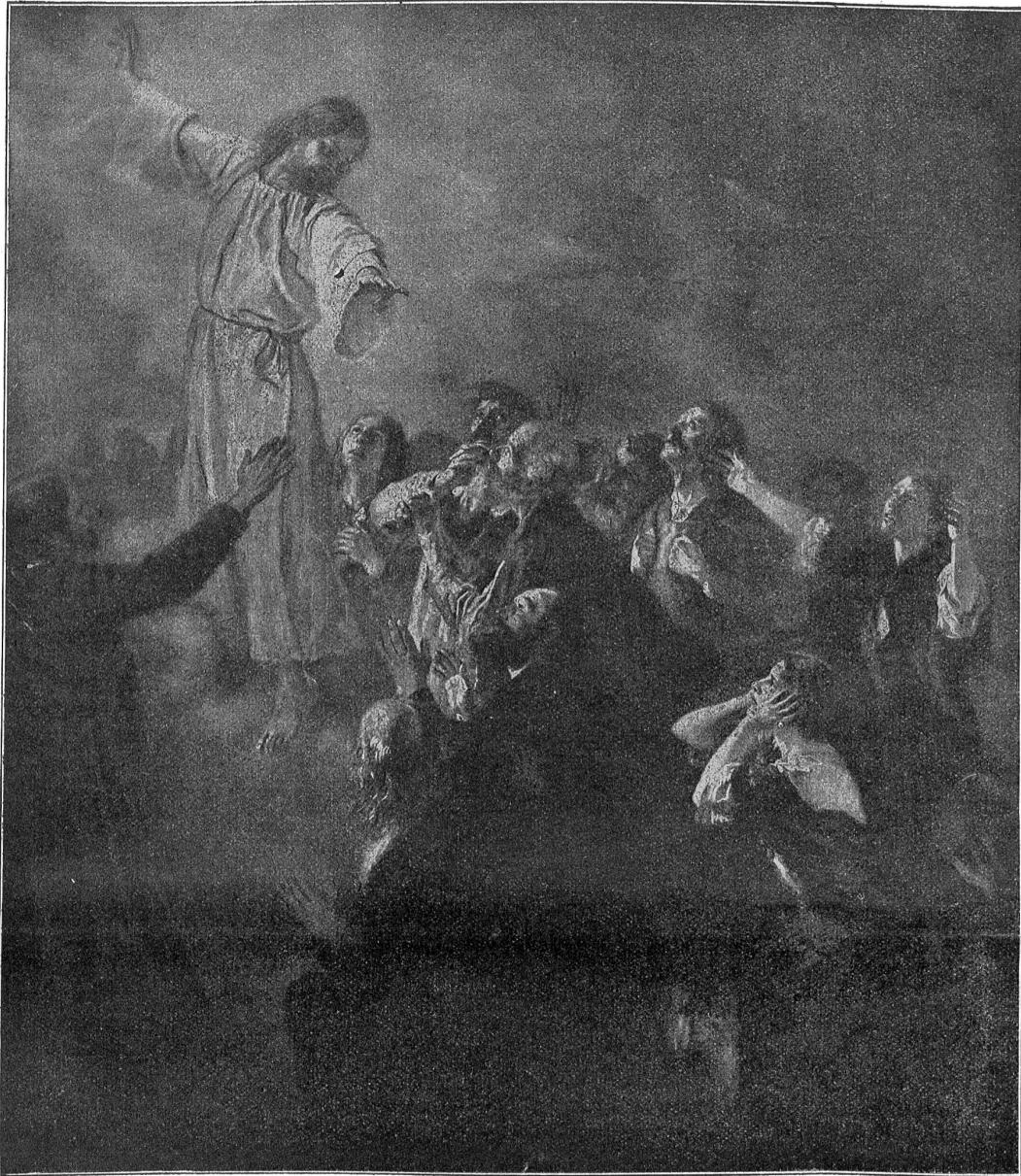
Denn was der natürliche Leib tut, und wessen ihr euch anklagt, das ist nicht Sünde! Aber eure Sünde, das ist der Teufelsglaube, der euch lehrt, zu hassen das Natürliche.

Euer Leib ist ein Tempel des lebendigen Gottes, in welchem ihr Gott dienen sollt.

Und fürchtet euch nicht, denn die Furcht vor dem Natürlichen ist vom Teufel, und die Pfaffen, die euch die Furcht predigen, sind Diener Belials. Und darum ist ihnen, als den Ungläubigen, aller vernünftige Gottesdienst Sünde!“

Die andächtigen Zuhörer fühlten mit Erschauern, daß ihnen Tore aufgingen, die bisher verschlossen gewesen. Vogt schwieg, nachdem er die wenigen Gedanken zweimal wiederholt und wie mit Hämtern festgeschlagen. Ja, die neue Lehre saß fest, die Männlein und Weiblein sahen einander an und flohen sich wieder. Niemand sah led auf, jeder Atem ging kürzer, denn allzu deutlich sprach der sammene Bruder oben am Tische von den begehrswerten Dingen seines verheißenen Reiches.

Glanzmann allein erhob den Blick in finsterem Zorn, rückte den Stuhl zurecht und rief in die Stube hinein: „Das ist die Verführung! Fluch über den, der die Worte der Schrift in ihr Gegenteil verkehrt! Hebe dich weg von hier, Satan!“



Christi Himmelfahrt. — Nach einem Gemälde von Sriß von Uhde.

Vogt aber fiel mit stählerner Stimme ein: „Bruder Glanzmann, ich frage dich, bist du ein Pfaffenknecht oder ein Kind der Freiheit? Hast du Mut, das Gesetz zu zerbrechen, oder flüchtest du dich zu den Unterschlüpfen des Teufels? Die Zeit ist gekommen! Tausend Jahre sind um, Satan wird gebunden werden!“

„Macht ein Ende!“ rief Glanzmann plötzlich, stand auf und wies auf die Türe.

Sofort erhoben sich die Versammelten, Glanzmann schritt allen voran, öffnete die Türe und begab sich hinaus, die Stube leerte sich, nicht ohne daß mehrmals eine Stolzung entstand; denn die abziehenden Schwestern wandten sich beständig um und verschlangen den großen Bruder Vogt mit warmen Blicken.

Zuletzt saß Vogt allein bei Marianne Glanzmann, er in der Helle, beleuchtet von der Schneeweise draußen vor den Fenstern, sie im Dunkel, geduckt und vergrämmt; sie fragte bitter:

„Warum gehst du nicht mit, Mensch?“



Eingang zum Hofgut Gümligen bei Bern. Beidseitig Brunnenischen, anschließend das Peristyl mit Wandmalereien. Aufnahme von Albert Stumpf, Bern.

„Ich gehe gleich!“ Er stand auf und trat an den Ofen heran. „Auch du wirst kommen, wenn du dich frei machst. Aber dein Kampf wird hart sein!“

Marianne lachte schrill auf: „In deinen Hühnerhof kommen, den du Gemeinde nennst? Guten Abend!“ Vogt stand hoch vor ihr und sah sie von oben her an, sie hielt seinen Blick aus; die Bekleidete erröte nicht mehr, sie brütete Rache, und sie wurde um so höhnischer, je sicherer sich Vogt gebärdete.

„Ist es nicht Zeit, ins Bohri zu gehen?“ warf sie verächtlich hin und wischte seinen Augen aus. Er täuschte sich abermals. „Kommst du nicht mit?“ Marianne sah ihn böse an. „Mensch, du hast meinen Mann mit verrückten Gedanken vergiftet und willst auch mich verderben! Aber Glanzmann hat dir widerstanden, und darum lieb' ich ihn, dich aber will ich aus Rötiwil vertreiben, so wahr ein Gott lebt. Und sieh nur zu, daß du mit heiler Haut davonkommst!“ Vogt maß sie mit geringfhätiger Miene. „Wer hat Glanzmann von mir abspenstig gemacht? Nicht du? Liebst du ihn? Sieh zu, daß du ihn seiner Geliebten untreu machst!“

Marianne wurde blaß, und Vogt wurde ganz sicher und trat fest auf. „Glanzmann hat den Weg ins Freie gefunden, Marianne durchbrach den Zaun, aber sie will hinters Gatter zurück. Wir aber werden den Zaun vollkommen niederreißen!“ Seine Rechte legte sich um ihre Hüften, aber wie ein Wiesel glitt sie vom Ofen, zog die Türe an sich wie einen Schild und faßte ihre ganze Verachtung in ein Wort zusammen: „Geh!“ (Fortsetzung folgt.)

Garten-Eingänge.

Es ist dies einer der vielen Gesichtspunkte, nach denen ein Wohnsitz in ländlicher Umgebung vom ästhetisch-kritischen Auge beurteilt wird. Wie der Eingang, so das Innere. Wenn auch dieser Schlüß oft nicht der Wahrheit entspricht, etwa so, daß das Innere eines Hauses wohnlicher und heimeliger ist, als der nüchtern prosaische Zu- und Eingang vermuten läßt, aber auch umgekehrt, so gilt doch die Forderung, daß der Eingang in harmonischem Einßlang zum Ganzen stehen soll. Man kann sagen: der Eingang ist Chartersache. Wer beim Bauen Harmonie erstrebt, d. h. Uebereinstimmung zwischen Schein und Sein, der trägt die Harmonie in sich. Wer hingegen nach Außen

mehr scheinen will als er innen zu sein vermag, also beispielsweise durch einen prunkvollen Garten mit entsprechendem Tor, der legt damit nur die innere Unfreiheit an den Tag. Umgekehrt wird ein Bauherr sich nach außen übertriebene Zurückhaltung auferlegen, wenn er für Ästhetik wenig, für klimatische Werte dafür um so mehr Sinn hat; auch hier ist der Charakter gekennzeichnet.

Die Bauherren der „guten alten Zeit“, des 18. Jahrhunderts beispielsweise, hatten es entschieden leichter, den Forderungen der Ästhetik gerecht zu werden, als die der Gegenwart. Sie besaßen die Mittel, und diese wurden ihnen nicht von einem hartherzigen Steuervogt streitig gemacht; denn sie — die Feudalen und die Patrizier — lebten diesen ja selber ein. Sie lebten in einer permanenten Hochkonjunktur. Sie hatten die Zeit, sich eine gehobene Wohnkultur anzueignen. Das absolutistische Frankreich mit Versailles als Mittelpunkt gab für die halbe Welt den Ton an. In der Schweiz ist das französische Vorbild die Regel. Für die ästhetische Beherrschung des hangenden Terrains durch das Mittel der Mauer, der Treppen und Treppeneingänge kommt auch das italienische Beispiel in Betracht.

Wenn wir die Garten- und Hofeingänge gewisser alter bernischer Patrizierssitze ins Auge fassen (vergleiche die diesem Texte beigegebenen Abbildungen), so fällt uns auf, wie feinfühlig der Architekt des 18. Jahrhunderts die Harmonie zwischen Architektur und Natur herzustellen wußte. Die Natur dominiert, die Kunst sekundiert. Der Park ist das Gemälde, die Mauern darum sind die Rahmen.

Im Tor kommt bald die Idee der menschenfreundlichen Gastlichkeit, bald die der vornehmen Abgeschlossenheit zum Ausdruck. Auch hier Chartersache, den Geist des Hauses und seines Besitzers verratend. Die beiden steinernen Torpfosten mit den Vasen darauf erscheinen wie dienstbeflissene, galonierte Diener, die zum Empfang der Gäste hieher gestellt sind. Die anschließenden Mauern mit ihren leicht nach außen greifenden Bogen machen die Gebärde der freundlichen Ein-



Alter Treppenaufgang, von reichgeschmückten Postamenten flankiert. Die holzkästchen in den Ecken mit Dracaenen sind überflüssig; besser wären Kübel mit Suchsen. (Schloß Muri.) Aufnahme von Albert Stumpf, Bern.

ladung. (Vergleiche auch den Treppenaufgang zum Schloß Muri.) Umgekehrt erweckt das Zurückweichen der seitlichen Flügelmauern beim prunkvollen schmiedeeisernen Gartentor